

Die Zukunft des Patriotismus

Nur mit **nationalem Selbstbewusstsein** könne Deutschland die Krise bewältigen, meinen immer mehr Politiker. Doch eine junge, weltoffene Generation hat den Patriotismus längst für sich entdeckt

Stolz wehen die Fahnen am Reichstag im Herbstwind. Nur wenige hundert Meter Luftlinie entfernt davon, in der Friedrichstraße, im vierten Stock eines heruntergekommenen Altbaus, tanzen junge Menschen zum Sound eines britischen Discjockeys. Die „WBM-Bar“ ist ein Treffpunkt jener Neu- und Altberliner Lifestyle-Avantgarde, die in allen anderen Metropolen der Welt mittlerweile Aufsehen erregt. In New York, London und Paris ist Berlin cool geworden und mit ihm auch das Deutsche. Aus der teutonischen Bedrohung ist eine kulturelle Autorität geworden, die global inspiriert.

So wundert es nicht, dass auch die Outfits der Jugendlichen diesen neuen Stolz auf das Deutsche ausdrücken. Vor dem DJ in der „WBM“ tanzt ein junges Mädchen mit weißer Hose und weißem Hemd, die dunklen Haare sind streng zu einem Zopf zurückgebunden. Um die Hüften trägt sie einen schwarz-rot-gold gefärbten Schal, auf dem in Großbuchstaben „Deutschland“ prangt. Niemand wundert sich darüber, das Vorzeigen von nationalen Emblemen ist selbstverständlich geworden. Ebenso selbstverständlich wie die Kollektionen junger deutscher Modemacherinnen wie Eva Gronbach, die 2000 mit einer Kollektion „Liebeserklärung an Deutschland“ glanzvoll debütierte und gerade mit ihrer neuen Kollektion „mutter erde vaterland“ eine Fortschreibung jener neupatriotischen Identitätssuche unternimmt. Verkauft werden die T-Shirts mit Bundesadler in Paris, Brüssel, New York, Tokio und Los Angeles.

Die Kölnerin ist dabei nicht allein. Der junge Patriotismus ist nicht mehr die Sache grölender, rechtsradikaler Asozialer oder deutschnationaler Reaktionsäre und Verbindungsnostalgiker, sondern Selbstausdruck einer kosmopolitischen, modernen, traditionellen, wie stilbewussten Schicht von Jugendlichen, die sich nicht länger hinter den historischen wie kulturellen Indifferenzen der Bonner Republik verstecken wollen. Berlin ist dabei ein ebenso wichtiges Forum wie eine ideale Projektionsfläche. Ein Ort, an dem sich all diejenigen sammeln, die in die Welt ausgezogen sind, um zu lernen, und dann nach Deutschland zurückkehrten, um etwas Eigenes aufzubauen. Gerade in Krisenzeiten wie diesen.

Diese unbefangene, gleichsam naive Rückbesinnung auf einen Patriotismus, der nationale Symbole als ästhetischen Kitzel empfindet, enthält zugleich ein beträchtliches Potenzial an politischer Mobilisierbarkeit. Denn die Identifikation mit der eigenen Nation, der Stolz, gerade ihr anzugehören, macht nur Sinn, wenn damit auch Verantwortung für das Gemeinwohl verbunden ist. Wer bringt schon Opfer für etwas, das ihm nichts bedeutet? Gerade die junge Generation wird von den Folgen der jetzt auf den Weg gebrachten Reformen am meisten betroffen sein.

Nimmt man die Logik des Patriotismus ernst, so verwundert es nicht, wenn junge Leute bei Umfragen erstaunlich gelassen



Schwarz-Rot-Gold in Mode. Die Kölner Modemacherin Eva Gronbach hat aus „Sehnsucht, sich mit der Heimat zu versöhnen“ Mode entworfen, die im In- und Ausland auf Begeisterung stößt. Das Model im Bild ist Engländerin

auf die Zumutungen der Politik reagieren. „Wenn man weiß, was auf einen zukommt“, meinte eine Göttinger Studentin auf die Frage eines ZDF-Reporters, was sie von der geplanten Nichtberücksichtigung der Studienzeit für ihre künftige Rentenansparung halte, „dann sorgt man halt vor.“ Die so viel gescholtene neoliberale Entfesselung der Gesellschaft scheint gerade diejenigen am wenigsten zu erschrecken, die von ihren Folgen am meisten betroffen sein werden.

Dass Reformpolitik nur funktionieren kann, wenn sie neben Verteilungsgerechtigkeit und Transparenz auch ein emotionales Fundament bietet, hat inzwischen auch der Sozialdemokrat Wolfgang Clement erkannt. Er könne es nicht besser als Kenne-



Wolfgang Clement will mehr patriotische Unternehmer

dy sagen, meinte Schröders Superminister unlängst und zitierte die legendäre Maxime des früheren US-Präsidenten: „Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern frage, was du für dein Land tun kannst.“ Das, fügte Clement hinzu, sollte vor allem auch für Unternehmer gelten, die ihre Firma ins Ausland verlegen. Auch ein Hinweis auf die benachbarten Niederlande, so Clement, sei hilfreich: Mit ihrer Entscheidung, zwei Jahre lang auf Lohnsteigerungen zu verzichten, hätten die Holländer „patriotische Konsensfähigkeit“ bewiesen, „die uns im deutschen politischen Gefüge schrecklich schwer fällt“.

Der Vorstoß von Wolfgang Clement kommt nicht ganz unerwartet, denn vor dem forschenden Reformminister hatten bereits Roland Koch („Wir brauchen mehr nationale Identität“), Friedrich Merz („Ich bin stolz auf Michael Schumacher“) und Edmund Stoiber („Wir brauchen einen aufgeklärten Patriotismus“) das Thema Patriotismus und Nationalstolz ins Spiel gebracht. Auch Bundeskanzler Schröder beilegte sich, im Wahlgetümmel den Anschluss an die neue Nationaldebatte nicht zu verpassen, und erklärte, er sei auf die Leistungen der Menschen und auf die demokratische Kultur stolz: „Und in diesem Sinne bin ich ein deutscher Patriot, der stolz auf sein Land ist.“ Allein Jürgen Trittin und der inzwischen abgedankte Kulturstaatsminister Michael Naumann bedauerten, dass diese historisch belasteten Begriffe wieder Eingang in die Politiksprache gefunden haben. Das „Bannerwort“ Patriotismus sei ihm so unwichtig „wie die Schuhgröße von Berti Vogts“, spottete Schröders ehemaliger

Mann fürs Feingeistige auf einer Podiumsdiskussion.

Dabei hat Naumann die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Als die Münchner Architekturzeitschrift „AD“ im Oktober eine Ausgabe „The Best of Germany“ (sic!) veröffentlichte, stieg der Verkauf,

und die Chefredakteurin Margit J. Mayer, eine Österreicherin, konnte sich über einen Berg von durchweg positiven Leserbriefen begeistern. Die Leser freuten sich mit den Machern über das „Ende der Unsicherheit“, wenn es darum ging, deutsche Qualität zu

feiern. Das veränderte Selbstwertgefühl stärkt den Blick für jene deutschen Traditionen von Stil und Kultur, zu denen man sich zwar freimütig bekannte, aber nie offen als Deutsche.

Dabei ist die Liebe zum eigenen Land bei den Deutschen gar nicht

so unpopulär, wie Umfragen belegen. So glauben nach Emnid fast zwei Drittel der Deutschen, dass wir allen Grund haben, auf unser Land stolz zu sein. In der Rangliste nationaler Begrifflichkeit liegt „Heimat“ mit 94 Prozent weit vorn, gefolgt von „Nation“ und „Nationalhymne“ (79); „Vaterland“ finden 77 Prozent der Befragten sympathisch. Und immerhin 68 Prozent fordern, dass Werte wie Heimat, Vaterland und Deutschland künftig überhaupt mehr zählen sollten.

Wieder einmal kommen die forciertesten Anregungen, wie in einer durch übersteigerten Individualismus und Konsumismus aus den Fugen geratenen Gesellschaft ein neues Gemeinschaftsgefühl zu etablieren sei, aus den USA. Dort haben die Kommunitaristen den Patriotismus als „zentrale Tugend“ (Alasdair MacIntyre) und Allheilmittel gegen die Selbsterstörung der modernen libertären Gesellschaft entdeckt. Gegen die Auflösungserscheinungen von Ehe und Familie, kriminelle Asozialität, Bindungsangst und Areligiosität setzen die aus dem linksdemokratischen Milieu stammenden amerikanischen Kulturkritiker christliche und republikanische Gemeinschaftstugenden.

Die Kommunitaristen wollen die „soziale Ökologie“ der modernen Gesellschaft neu justieren. „Solidarität versus Individualismus“ heißt ihr Schlachtruf, mit dem Sie zentralen Institutionen wie Familie, Nachbarschaft, Kirche, Verein und Nation wieder mehr gesellschaftliche Geltung verschaffen wollen.

Das will offenbar auch Familienministerin Renate Schmidt (SPD), die in ihrem Plädoyer für Kanzler Schröders Agenda 2010 zu einem „Mentalitätswechsel“ aufrief, zu weniger staatlich organisierter Solidarität und mehr Eigenverantwortung: „Nachbarschaftshilfe, aber auch ehrenamtliches Engagement spielen eine viel zu geringe Rolle.“

In einer globalisierten Marktwirtschaft ist jeder Patriot ein Standortfaktor für sein Land. Mit Berlin als Hauptstadt hat der Patriotismus seine erste nicht provinzielle Bühne erhalten. Dass sich die Deutschen die Hauptstadt durch die nationalsozialistische Katastrophe und ihre Folgen selbst geraubt haben, erlaubt jetzt einer jüngeren Generation, sie sich neu zu schaffen: demokratisch, pluralistisch, weltoffen, neugierig, modern.

Ulf Poschardt und Heimo Schwilk

Arnulf Baring: Wir brauchen ein neues Selbstwertgefühl

WELT am SONNTAG: Kann man, wie Wirtschaftsminister Wolfgang Clement das jetzt getan hat, Patriotismus zur Bürgerpflicht erklären?

Arnulf Baring: Natürlich! Aber das gilt vor allem für die Politiker selbst. Wenn man nichts mehr zu verteilen hat, braucht man eine andere Sprache. Dazu gehört eine größere Offenheit über das Ausmaß der Krise, aber auch das Wecken von Zuversicht in die eigenen Möglichkeiten. Die große Sünde der letzten Jahrzehnte war ja, dass man immer nur an die Selbstverwirklichung des Einzelnen appelliert hat. Aber wir können dieses Land unseren Kindern nicht so hinterlassen, wie es jetzt ist, die

würden uns sonst verfluchen. Also muss man zeigen, dass wir auch schon andere Situationen gemeistert haben, und ein Gefühl dafür wecken, wie wichtig der Zwang zur Umkehr ist.

Wams: Also die Blut-Schweiß-und-Tränen-Rede, die Kohl den Deutschen 1990 verweigert hat?

Baring: Es reicht, ein neues Selbstwertgefühl zu vermitteln. Wodurch zeichnet sich denn eine Nation aus? Dass sie glaubt, bedeutende Dinge in der Vergangenheit getan zu haben, und entschlossen ist, bedeutende Dinge auch in der Zukunft zu tun.

Wams: Ein Appell an die Schicksalsgemeinschaft?

Baring: Ich habe dem Kanzler

ein leidenschaftliches Plädoyer gehalten, sich endlich der Ressource des Patriotismus zu bedienen. Der Mensch ist eben nicht nur ein rationales, sondern auch ein stark emotionales Wesen. In der Emotionalität für das eigene Land haben wir riesige Defizite. Dazu gehört auch der verklemmte Umgang mit nationalen Symbolen. Die Politik ist in der Hauptstadt emotional und intellektuell immer noch nicht angekommen. Das zeigt schon, wie man mit dem Stadtschloss umgeht – und vor allem die Tatsache, dass im Parlament nichts hängt, was an demokratische Traditionen erinnert.

Professor Arnulf Baring ist Historiker und Publizist